Originalveröffentlichung in: Born, Robert (Hrsg.): Visuelle Erinnerungskulturen und Geschichtskonstruktionen in Deutschland und Polen 1800 bis 1939 , Warszawa 2006, S. 185-203 u. Abb. 1-16

Stefan Laube

Die Kathedrale in Gnesen – die Schlosskirche in Wittenberg. Erinnerungsorte sakraler Nation oder nationaler Religion zwischen Napoleon und Erstem Weltkrieg

I. Gnesen und Wittenberg – ein vergessenes Kapitel polnisch-deutscher Beziehungsgeschichte

Der Beitrag stellt mit zentralen Kirchengebäuden in Wittenberg und Gnesen (Gniezno) prominente Symbolorte des Luthertums und des polnischen Katholizismus in den Mittelpunkt vergleichender Überlegungen. Die Schlosskirche ist Teil einer massigen dreiflügeligen Palastanlage, deren kompletten nördlichen Seitenflügel sie einnimmt (Abb. 1). Der hochaufragende Turm neben der Kirche ist eigentlich ein Wehr- und Wohnturm des Schlosses, nicht aber der Kirchturm. Der noch vorhandene Dachreiter trug ursprünglich die Glocken der Schlosskirche. Die aus der mittelalterlichen askanischen Hofkapelle hervorgegangene, im Jahre 1503 als Neubau errichtete Schlosskirche war seit ihrer Einweihung zugleich Universitätskirche.[1] Schon wenig später entwickelte sie sich zu einem Denkmal der Reformation. Lange Zeit waren nur vereinzelte Orte der Kirche, wie die Thesenanschlagstür sowie Luthers Grab Objekte der Reformationserinnerung. Die umfassende Neugestaltung unter intensiver Einflussnahme des deutschen Kaiserhauses gegen Ende des 19. Jahrhunderts sollte dann die im neuen Glanz erstrahlende Kirche in toto zu einem Nationaldenkmal des protestantischen Deutschlands machen.[2]

Gravitationszentrum der Nationalbewegung war auch die im 14./15. Jahrhundert errichtete Kathedrale in Gnesen gewesen, der polnischen natürlich. Auf dem Lechhügel, der seit dem 10. Jahrhundert, weitaus früher als der Wittenberger Raum übrigens, christianisiert worden war, zwischen dem Grab des Heiligen Adalbert (Wojciech) und der Bronzetür aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wo in 18 Reliefs dessen Vita in Szene gesetzt

---

[1] STIER (1860); – DENKMALE (1979), 90f.

[2] TREU (1997); – STEFFENS / HERMANN (1998).

wird, eröffnete sich besonders im 19. Jahrhundert ein verdichteter sakral-säkularer Erinnerungsraum. Hier konnte nicht nur die katholische Identität gestärkt werden, sondern auch an die Heroen der polnischen Geschichte erinnert werden, an die Könige Władysław Jagiełło, an Jan Sobieski, an den Feldherrn Henryk Dąbrowski, die alle vor ihren erfolgreichen Schlachten am Adalbertgrab gebetet hatten.[3] Die Kathedrale ist ein gotischer basilikaler Backsteinbau, der bis heute durch Umbaumaßnahmen des 17. und 18. Jahrhunderts geprägt ist (Abb. 2). Auffallend ist der barockisierte Kapellenkranz, der die Chorpartie umfasst.[4]

Während die Schlosskirche zunehmend im Gedenken an die Reformation aufging,[5] ist der Gnesener Dom nicht nur reliquiarhaftes Gehäuse der Überreste des heiligen Adalbert, sondern auch bis heute Metropolitansitz des Primas von Polen. Erzbischöfe und Primasse, Mitglieder des Domkapitels und bedeutende Familien von Großpolen bemühten sich in jedem Zeitalter darum, die Kirche baulich aufzuwerten.[6] Die Beschäftigung mit sakralen Gebäuden in Wittenberg und Gnesen unter dem Blickwinkel deutsch-polnischer Beziehungen mag für Gnesen einleuchtend sein, nicht aber für Wittenberg. Eine aktuelle Umfrage würde bestimmt zu dem deprimierenden Resultat führen, dass kaum ein Wittenberger je in Gnesen gewesen ist, kaum ein Gnesener in Wittenberg. Konkrete historische Bezugspunkte scheinen also zu fehlen. Ein Vergleich ist dennoch keineswegs abwegig. Zunächst ist festzustellen, dass beide Städte mittelgroß sind und sich beide in einer von der Eiszeit geprägten Auenlandschaft befinden. In ihrer näheren Umgebung konkurrenzlos, stehen beide Orte – Wittenberg durch Leipzig und Halle, Gnesen durch Posen – im Schatten weit bedeutenderer Städte. Ihr Kapital besteht in der Pflege einer insbesondere religiös geprägten Vergangenheit. Wenn man sich mit dem 19. Jahrhundert auseinandersetzt, kommt noch eine weitere Parallele hinzu. Beide Städte waren preußische Garnisonsstädte, hatten bei Maßnahmen, die der kollektiven Erinnerung dienten, mit derselben Kultusbürokratie, mit demselben König bzw. Kaiser zu tun. Eine Gemeinsamkeit besteht auch darin, dass nicht nur die Bewohner von Gnesen, sondern auch die stark von ihrer kursächsischen Vergangenheit zehrenden Wittenberger zumindest in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die preußische Herrschaft keineswegs mit offenen Armen empfingen. Aber während Wittenberg im Laufe des 19. Jahrhunderts im Rückenwind der deutschen Nationalbewegung

[3] ŚMIGIEL (1997); – LAUBE (2006).

[4] POLKOWSKI (1874); – KATEDRA (1970).

[5] Seit der Verlegung der Universität von Wittenberg nach Halle im Jahre 1815 büßte sie ihren Status als Universitätskirche ein, als Fürstenkapelle hatte sie schon seit dem 16. Jahrhundert ausgedient, allenfalls noch als Garnisonskirche erfüllte sie eine gottesdienstliche Funktion.

[6] Daran änderte auch die Zirkumskriptionsbulle „De Salute Animarum" von 1821 nichts, die die Bistümer Gnesen und Posen miteinander vereinigte. Seitdem residierten die Erzbischöfe in Posen (Poznań) und kamen nur noch gelegentlich nach Gnesen.

weitgehend ungehindert integriert werden konnte, löste diese Entwicklung im Gnesener Raum immer größere Widerstände aus.[7]

Und damit ist auch das zentrale Argument angedeutet, gerade diese beiden Orte zu vergleichen. Denn die Fallbeispiele sind geeignet, die scherenmäßige Auseinanderentwicklung der kollektiven Gedächtnisse von Polen und Deutschland im 19. Jahrhundert zu verdeutlichen. Entsprechend stellte eine Annäherung an den Erinnerungskomplex des einen Ortes zugleich eine Distanzierung von den Traditionen des anderen dar, ein Bekenntnis zu den Erinnerungen, die die Wittenberger Schlosskirche vermittelte, schien nicht ohne eine Ablehnung der durch den Gnesener Dom transportierten Traditionen möglich zu sein. Sie sind also „geteilte Erinnerungsorte“ [8] im Sinne der Trennung und nicht des gegenseitigen Anteilnehmens.

II. Kirchenräume im Einflussfeld nationaler Memoria

Kirchengebäude sind nicht nur Zweckbauten, die von liturgischen Handlungen bestimmt und geformt sind. Ihre Architektur und innere Ausstattung reflektiert immer auch Herrschaftssymbolik und politische Geschichte. Kirchliche Baumaßnahmen sind besonders eng mit dem politischen Machtgefüge verquickt, nicht zuletzt weil ihre Planung und Realisierung erhebliche ökonomische Ressourcen voraussetzt. Visualisierungen heils- und schöpfungsgeschichtlicher Kontinuitäten gehören schon seit jeher zu ihrem Ausstattungsprogramm. Darüber hinaus fungiert die Kirche aber auch als Bedeutungsträger von Geschichte und Erinnerung. Mit der Säkularisation konnten sich Kirchen sogar in nationale Denkmäler verwandeln.[9] Die mit der Französischen Revolution forcierten Werte des Heroismus und Patriotismus suchten sich ein Gehäuse und fanden es nicht selten in Kirchengebäuden. 1791 wurde die Kirche St. Geneviève in Paris in eine Gedenkstätte „Aux grands hommes“ transformiert. Mit dem neuen Namen „Panthéon“ verband sich die sakrale Überhöhung des Menschen im Rahmen der sich neu konstituierenden Nation. Vorbild dieses inszenatorischen Monumentalprojektes war die Kathedrale der Westminster Abbey in London, die nicht nur seit dem 14. Jahrhundert die Sarkophage der Könige und deren Verwandtschaft sowie der Bischöfe und Äbte beherbergt, sondern auch Grabdenkmäler wichtiger Musiker, Dichter, Gelehrter – so Isaac Newton seit 1727 – ausstellt.[10]

Der Transfer von nationalen Erinnerungen und politisch-historischen Repräsentationsformen in das Kirchengebäude ist ein allgemein-europäischer

[7] TRZECIAKOWSKI (1995).

[8] Siehe dazu den Beitrag von Étienne François in diesem Sammelband. Der beste Beleg, dass es sich hierbei um getrennte „lieux de mémoire“ handelt, ist der, dass bisher niemand auf die Idee gekommen ist, die Städte gemeinsam zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen.

[9] NIPPERDEY (1977).

[10] NIPPERDEY (1977), 417 f.

Vorgang, der sich in Polen und Deutschland zwischen Napoleon und dem Ersten Weltkrieg in unterschiedlicher Weise vollzog. Kollektive Memoria säkularer Provenienz waren im geteilten Polen, wo das Gedächtnis der Vergangenheit besonders bedroht erschien, meist auf schon vorhandene Kirchengebäude angewiesen. Ein generationenübergreifendes Zeichen der Gleichsetzung von Kirche und Nation liegt in Krakau (Kraków), wo in der Kathedrale auf dem Wawel, die über Jahrhunderte als Krönungskirche und königliche Grablege diente, sowie im Kirchenraum auf einem Kreidefelsen namens Skałka des nur wenige hundert Meter entfernten Paulinerklosters auch Nationalhelden und Dichter bestattet wurden.[11] Die enge Verschmelzung von Patriotismus und Christentum zeigte sich in Deutschland insbesondere kurz nach den Befreiungskriegen, als im Gedenken an dieses Ereignis Vertreter des gebildeten Bürgertums überkonfessionelle Denkmalskirchen imaginierten, von denen keine tatsächlich gebaut werden sollte. Tendenzen der kirchlichen Rekonfessionalisierung in den darauffolgenden Jahrzehnten sowie die von Preußen forcierte, mit Erfolg gekrönte Nationenbildung in der zweiten Jahrhunderthälfte wirkten sich baugeschichtlich so aus, dass aus Nationaldenkmälern und Kirchen zwei fein voneinander getrennte Bauaufgaben erwuchsen. Letztendlich war auch der Kölner Dom trotz der nationalen Begeisterung zu Beginn der Dombaubewegung mehr eine Kirche als ein Nationaldenkmal, als er im Jahr 1880 endlich fertiggestellt werden konnte.

III. Kathedrale und Schlosskirche um 1800

Bevor auf einzelne Artefakte eingegangen wird, an denen sich bestimmte Geschichtskonstruktionen materialisierten, ist es von Interesse, sich die Ausgangsposition der sakralen Bauwerke in Gnesen und Wittenberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts vor Augen zu stellen. Der Dom von Gnesen wurde nach einem verheerenden Brand im Jahre 1760 innerhalb von drei Jahrzehnten, also bis kurz vor der zweiten Teilung Polens, wiederhergestellt, und zwar prächtiger als je zuvor, wie zeitgenössische Beobachter bemerkten (Abb. 3).[12] Besonders verdient machte sich der von 1759 bis 1767 als Erzbischof wirkende Władisław Alexander Łubieński, der die Gelder bereitstellte und die Architekten Tomasz Bellotto aus Łowicz sowie Efraim Schreger aus Warschau (Warszawa) engagierte.[13] Das Wappen der Łubieński, ein Ochsenkopf mit einem Schwert, das ihn durchstößt, findet sich wiederholt innen und außen am Dom, u. a. wurde es nach Fertigstellung der

[11] So errichtete man in den Kellerräumen der barocken Klosterkirche eine „Gruft für verdiente Polen". Die Tatsache, dass diese Mausoleen in noch intakten Gotteshäusern, wo eine reguläre Liturgieordnung in Kraft war, errichtet wurden, hatte natürlich auch mit den baupolitischen Zwängen zu tun, wie sie sich in Fremdherrschaften ergeben mussten. LAUBE (2006).

[12] KARWOWSKI (1892), 211 f.; – VERZEICHNIS (1897), 74 f.; – ZACHWATOWICZ (1970).

[13] ZACHWATOWICZ (1970), 160 f.

Baumaßnahmen vergoldet weithin sichtbar auf dem damals angelegten Kupferdach angebracht.[14]

Im gleichen Jahr, in dem der Gnesener Dom durch Brand beschädigt wurde, verwüsteten preußische Truppen während der Belagerung im Siebenjährigen Krieg die Wittenberger Schlosskirche. Das Gewölbe stürzte ein und zerschlug die steinernen Emporen. Ein Großteil der reichen Ausstattung ging verloren. Es gab ambitionierte Umbauplanungen, diese wurden jedoch aus Geldmangel nicht realisiert. Der Außenbau blieb weitgehend unverändert; nur ein hölzerner Aufsatz schmückte den Kirchturm.[15] Auch 1813/14 im Zuge der Napoleonischen Befreiungskriege waren Schlosskirche und Schloss Ziel heftiger Bombardements. Der hölzerne Turmaufsatz der Kirche fing Feuer und stürzte auf das Schloss, das vollkommen ausbrannte. Der Innenraum der Schlosskirche hingegen blieb unbeschädigt. Trotz weiterführender Entwürfe von Karl Friedrich Schinkel, der zu jener Zeit auch darüber nachdachte, in Berlin einen Dom zum Gedenken an die Befreiungskriege zu bauen, wurde die Kirche auf Wunsch der lokalen Kirchenleitung nur in ihren spätbarocken Formen saniert.[16] Im Gegensatz zur Ruine des Kölner Doms, die bei den gesellschaftlichen Eliten eine nationale Mobilisierung auslöste,[17] ließ der gleichsam amputierte Anblick des notdürftig wiederhergestellten Außenbaus mit dem Turmstumpf die Beschauer bis ins späte 19. Jahrhundert relativ gleichgültig (Abb. 4).

Weil das Geld fehlte, blieben diese beiden Kirchengebäude über weite Strecken des 19. Jahrhunderts unverändert, was für Gnesen bedeutete, dass der Dom sich so präsentierte, wie er nach seiner Wiederherstellung im Jahre 1790 ausgesehen hatte. Schon in seiner gesamten baulichen Präsenz vermittelte er somit ein authentisches Bild des königlichen souveränen Polen. Um Alois Riegls Kategorie des „Alterswerts"[18] aufzugreifen: Verfallsmomente und Altersspuren, die sich im gesamten 19. Jahrhundert ausbreiten konnten, waren bei diesem Bauwerk zugleich immer auch Erinnerungswerte an eine Zeit, als Gnesen Bestandteil des unabhängigen Polen gewesen war und die nun zunehmend verklärt wurde.

Baumaßnahmen für die katholische Kirche oblagen nach der Säkularisation dem preußischen Staat.[19] In den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts sind immer wieder direkte Anfragen des Gnesener Domkapitels

[14] Heute befindet sich das vergoldete Wappen an der oberen Südwand.

[15] DENKMALE (1979), 92.

[16] Vgl. die nicht realisierten Umbauvorschläge von Schinkel nach 1815 bei STEFFENS, Planungen (1998).

[17] NIPPERDEY (1977), 414.

[18] RIEGL (1903).

[19] Zwischen 1830 und 1836 konnte in Gnesen ein erzbischöfliches Palais errichtet werden. ZACHWATOWICZ (1970), 167; – BÖRSCH-SUPAN (2003), 626 f.

um Bewilligung eines königlichen Gnadengeschenkes zur Instandsetzung der Domkirche aktenkundig geworden. Obwohl von der Kultusbürokratie meist wohlwollend beurteilt, wurden sie von der königlichen Spitze in der Regel abgelehnt.[20] So hatte ein Sturm schon 1793 das Dach beschädigt, repariert werden konnte es erst im Jahre 1850.[21] Oft werden in den Briefwechseln Geschmacksunterschiede deutlich, zwischen den an Schinkel'schen Kategorien preußischer Einfachheit geschulten Beamten und dem Domkapitel, das nicht auf die Attraktion katholischen Prunks verzichten wollte. Für entbehrlich hielt Kultusminister Karl Sigismund vom Stein zu Altenstein im Dom alles, „was für die Ausschmückung im Innern und für die Vermehrung der Zierrathe und Malerei, Vergoldung u. a. angesetzt ist."[22]

In Wittenberg stand die Erneuerung der Schlosskirche zunächst im Hintergrund. Priorität bei der Reformationsmemoria hatte das Lutherdenkmal auf dem Marktplatz, dann die repräsentative Umgestaltung des Lutherhauses am anderen Ende der Stadt.[23] Für die calvinistischen preußischen Hohenzollern konnte die Schlosskirche – eine Art Mausoleum, wo die konkurrierenden Wettiner und Luther begraben waren – in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nicht ganz oben auf der Agenda stehen. Erst in den achtziger Jahren verwandelte sich die Schlosskirche in ein Reformationsdenkmal, in ein Bauwerk des Historismus. Luther-Grab und Thesenanschlagstür waren die Initialzündung, den gesamten Kirchenraum durch Standbilder und Medaillons von Protagonisten der Reformationsepoche in eine historische Kulisse zu verwandeln.[24]

IV. Heritage statt Historie: Luthers Thesentür und Dobrawas Grab

Nicht selten leben monumentale Erinnerungsorte nur von ihrer behaupteten Authentizität. Wichtig war, dass die Relikte der Vergangenheit von Besuchern für echt gehalten wurden. Die Frage, ob sie objektiv echt waren, wurde dabei oft an den Rand gedrängt. Die Geschichte als Erinnerung und die Geschichte als Wissenschaft weisen mitunter in entgegengesetzte Richtungen, wenn der Wunsch, sich etwas einzubilden, überhand nimmt und so stark wird, dass man komplexe, differenzierte Tradierungszusammenhänge übergeht, zumal, wenn sie nicht mehr mit den eigenen Projektionen übereinstimmen.[25]

---

[20] Siehe Aktenvorgänge aus den Jahren 1837, 1842 und 1844, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (im folgenden GStA PK), I. HA, Rep. 89 / 22008, 258–259; 22009, 149 f; 22010, 65.

[21] POLKOWSKI (1874), 42.

[22] Altenstein an den König, 1.8.1837, GStA PK, I. HA, Rep. 89 / 22008, Bl. 259.

[23] SCHADOW (1825); – JUNGHANS (1996), 156 f., 173–192; – NESER (2002).

[24] DENKMALE (1979), 93; – KRÜGER (1995); – TREU (1997).

[25] HEUSS (1959), 59. Vgl. auch die Unterscheidung zwischen „lebendiger Geschichtserinnerung der Zeitgenossen" und dem „historischen Bewußtsein der Geschichtswissenschaft" bei ASSMANN (1993), 47–57; – LOWENTHAL (2000).

Gerade bei bestimmten Artefakten der zentralen Sakralgebäude von Gnesen und Wittenberg schien der Besucher in dem Bedürfnis, sich abstrakte Vorgänge zu veranschaulichen, eine Fehldeutung der Vergangenheit gerne in Kauf zu nehmen. Die Inszenierungen um Luthers Thesenportal sowie um das Grab der Fürstin Dobrawa (Dąbrówka) zeigen beispielhaft, dass in Maßnahmen kollektiver Erinnerung immer auch der Versuch steckt, die Vergangenheit im Interesse der nationalbewegten Gegenwart zu manipulieren.

Der „Thesenanschlag" bleibt bis heute fundamentaler Bestandteil der protestantischen Identität. An Luthers Verfasserschaft der 95 Thesen gibt es keinen Zweifel. Mit guten Gründen ist aber inzwischen angefochten worden, ob er seine Thesen tatsächlich an die Tür der Schlosskirchen angeschlagen hat.[26] Einen zeitgenössischen schriftlichen Beleg, das A und O reformatorischer Wahrheitsbestimmung, gibt es dafür jedenfalls nicht. Dennoch wurden die hölzernen Türflügel des Hauptportals der Schlosskirche, die zu Luthers Zeiten als „Schwarzes Brett" der Universität gedient hatten, verehrt, bis sie während der Belagerung im Jahre 1760 verbrannten. Der Lesart dieses Ereignisses tat dieser Verlust keinen Abbruch. Ähnlich wie der an mehreren Orten in regelmäßigen Zeitabständen erneuerte Tintenfleck sollte auch die Thesenanschlagstür die Authentizität des Ortes verbürgen, obwohl das damit verknüpfte Ereignis so nicht stattgefunden hatte. Während von der berühmten Gnesener Bronzetür Abgüsse angefertigt wurden[27] und sie durch Joachim Lelewel zu einem Gegenstand seriöser vergleichender kunsthistorischer Forschung wurde,[28] ging es in Wittenberg zunächst nur darum, mit den Mitteln der modernen Baukunst einen Blickfang zu schaffen. Ferdinand von Quast, seit 1843 der erste professionelle Denkmalpfleger in Preußen, errichtete Mitte des 19. Jahrhunderts im Auftrag des Königs Friedrich Wilhelm IV. ein historisierendes Türdenkmal, das historische Fakten und legendenhafte Überlieferung miteinander vermengte und bis weit in das 20. Jahrhundert wirkte (Abb. 5).[29] Der gesamte Thesenkatalog ist auf den bronzenen Türflügeln eingraviert, Luther und Melanchthon sind im Tympanon dargestellt, Kurfürst Friedrich der Weise und Johann der Beständige verweisen auf die obrigkeitliche Legitimation. Natürlich setzte sich der preußische König mit seinem Wappen am Türsturz auch selbst ein Zeichen des Überdauerns. Der Führungsanspruch des preußischen Herrscherhauses in den protestantischen Ländern Deutschlands musste zugleich die Geschichte ein wenig verzerren, da brandenburgische Fürsten aus dem Hause Hohenzollern während der Reformation eher retardierende Kräfte gewesen waren.

[26] ISERLOH (1962); – DENKMALE (1979), 46, 213.

[27] Ein Exemplar erhielt im Jahre 1842 das Königliche Neue Museum in Berlin, ein anderes siebzehn Jahre später Graf Przeździecki. VERZEICHNIS, 86.

[28] LELEWEL (1857); – DOBRZENIECKI (1952).

[29] QUAST (1859); – STEFFENS, Planungen (1998), 58–60.

Nicht nur in Wittenberg, auch in Gnesen war, wenn es um die Überlieferung exklusiver Mythen von Ursprung und Kontinuität ging, leichtgläubige Ergebenheit gefragt, weniger die Ambition, Tatbestände zu überprüfen. Mit der Figur der Dobrawa, der Tochter des böhmischen Herzogs Boleslav I. aus dem Geschlecht der Přemysliden, war das Christentum nach Polen gelangt. Ihrem Einfluss war es zu verdanken, dass ihr Mann Mieszko (Mieczysław) im Jahre 966 getauft wurde. Wichtige Chroniken zur polnischen Geschichte überlieferten die Tradition, dass die tschechische Fürstin in Gnesen begraben worden sei. Erst 1802, als sich bei Restaurierungsarbeiten der Fußboden im Presbyterium senkte, konnte das Grab – so meinte man – genau lokalisiert werden. Handwerker entdeckten ein unterirdisches Gewölbe mit einem Sarg. Der Schädel und die in Seidentextilien eingehüllten Gebeine wurden sogleich einer Frau zugeordnet, zumal auch eine beigelegte, kurz danach verloren gegangene Metalltafel die Inschrift trug: „Dąbrówka. Gattin des Mieczysław." Es entsprach dem damaligen, noch nicht so von Historismus geprägten Zeitgeist, diesem Fund keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Immerhin kennzeichnete man die Fundstelle mit einem schlichten Kreuz, das in den Boden eingraviert wurde. Ganz anders vierzig Jahre später, als infolge des Engagements des Erzbischofs Marcin Dunin und des Grafen Edward Raczyński am Adalbertstag von 1842 das Grab erneut geöffnet wurde. Raczyński berichtet darüber ausführlich in seinen „Wspomnienia Wielkopolski".[30] Nachdem der bisherige Holzschrein auseinandergefallen war, fand man darin kein Skelett mehr, aber wichtige Knochenteile und Kleidungsstücke. Wenn auch die Überreste zu klein erschienen, um sie einer erwachsenen Person zuzuordnen, war der Wunsch, hier das Grab der ersten christlichen Fürstin Polens in einer von Mieszko erbauten Krypta gefunden zu haben, so stark, dass man die Gebeine in einen neuen Granitsarg legte und die Gruft mit einem Marmorstein schloss, der vergoldet den Namen der Fürstin und eine Krone trug.[31]

Zwanzig Jahre später, im Jahre 1862, entwarf Oskar Sosnowski – sozusagen in Ergänzung zu der von Christian Daniel Rauch gestalteten königlichen Piastenkapelle in der Posener Kathedrale[32] – in Rom auf Kosten des damaligen Erzbischofs Leon Przyłuski eine Gedenkplatte aus Carrara-Marmor, die Dobrawa darstellt, wie sie ihrem Gatten das Kreuz überreicht. Angebracht wurde die Gedenktafel am Pfeiler unter dem Kruzifix, also kaum zu übersehen neben dem Adalbertgrab (Abb. 6).[33] Während die preußisch-deutschen Herrschaft die Möglichkeit, sich zur polnischen Nation zu bekennen, in Schulen und auf öffentlichen Plätzen zunehmend erschwerte, konnte

[30] RACZYŃSKI (1843), 356–359.

[31] Siehe ausgewogen dazu SANDER (1914), 8–10.

[32] Vgl. dazu jetzt ausführlich und archivgesättigt BÖRSCH-SUPAN (2003), 206–231.

[33] Siehe Abbildung bei POLKOWSKI (1874), 136.

sich im Kirchenraum, d. h. einem Ort, wo sich die zumeist protestantischen Deutschen in der Regel nicht hineinwagten, ein Mikrokosmos polnischer Erinnerungen entfalten. Höchstwahrscheinlich war der sakrale Raum in stärkerem Maße politisch-gesellschaftlichen Einflüssen ausgesetzt, als dies ohne die repressive Politik der Fall gewesen wäre.[34] Wenn auch in der Zeit preußischer Fremdherrschaft Monumente unter freiem Himmel, wie das 1925 errichtete Bolesław-Chrobry-Denkmal, undenkbar waren (Abb. 7), ließen es preußische Regierungsbehörden dennoch zu, dass im Kircheninneren eine Grabplatte mit dem ersten christlichen Piastenpaar aufgestellt werden konnte. Hier bestand ein Freiraum, der in der Regel auch der preußischen Herrschaft verschlossen blieb.

Die Rezeptionsgeschichte dieser Gedenkplatte ist nicht so einfach zu rekonstruieren. Es fällt auf, dass diese Maßnahme kollektiver Erinnerung in der „Geschichte der Stadt Gnesen" von Adolf Warschauer von 1918 sowie im „Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Posen" von dem Regierungsbaumeister Julius Kohte aus dem Jahr 1897, der sonst kein Grabmal und Epitaph auslässt, keine Erwähnung findet, Stanisław Karwowski dagegen in seinem Buch „Gniezno" aus dem Jahre 1892 gebührend darauf eingeht.[35] Bezeichnend ist der Vergleich zweier Fotos aus dem Bestand des Museums der polnischen Anfänge in Gnesen (Muzeum Początków Państwa Polskiego w Gnieźnie), die beide gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstanden (Abb. 8a und 8b): Auf dem einen, einer deutschen Postkarte, fehlt die Gedenkplatte, auf dem anderen eines polnischen Fotografen ist die Gedenkplatte zu sehen. Man könnte geneigt sein, davon auszugehen, dass der Kirchenraum je nach nationalem Blickwinkel auch unter Zuhilfenahme von Retuschierungen unterschiedlich wahrgenommen werden sollte. Wahrscheinlicher ist jedoch, dass zum Adalbertjubiläum 1897 bzw. zum Bistumsjubiläum im Jahre 1900, als auch das Kircheninnere ausgebessert wurde[36] – man sieht links weiße Wände, die vorher marmoriert gewesen waren –, die Gedenkplatte aus ästhetischen Gründen woanders hingehängt wurde. Sie muss aber später wieder an den ursprünglichen Platz gelangt sein, da sie in einer Dombeschreibung aus dem Zweiten Weltkrieg erneut an dieser Stelle erwähnt wird.[37]

[34] Auch bei den Sobieskifeiern von 1883 bzw. bei den Kościuszko- und Mickiewicz-Jubiläen von 1894 und 1898 machten preußische Behörden einen Unterschied zwischen Veranstaltungen unter freiem Himmel, die unter keinen Umständen gestattet und denjenigen in geschlossenen Räumen, die bisweilen geduldet wurden. GStA PK, Rep. 90a Abt. D, Tit. I, 2, Nr. 6. Bismarck erlaubte anlässlich der Sobieskifeiern Gedenktafeln allenfalls in Kirchenräumen, Telegramm aus Bad Gastein an Robert von Puttkamer, 4.9.1883, ebd. 9.

[35] KARWOWSKI (1892), 218 f.

[36] Erzbischof von Stablewski erhielt aus dem königlichen Dispositionsfond zur Ausbesserung des kirchlichen Innenraums 20.000,- Mark; GStA I. HA Rep. 89 / 22013, Bl. 188a-c. Als „bedauerliche Instandsetzung" werden diese Baumaßnahmen von Georg Dehio bezeichnet. HANDBUCH (1907), 138.

[37] SCHLOEMANN (1941), 11. Heute hängt die Gedenkplatte unauffällig an einer Wand des südlichen Seitenschiffes zwischen zwei Kapellen.

Es ist also nicht auszuschließen, dass der preußische Staat auch in das innere Ausstellungsprogramm des Gnesener Doms eingriff. Zumeist jedoch schritt er nur dann ein, wenn die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdet schien. Und nicht selten schickten preußische Beamte besorgniserregende Berichte nach Berlin, wenn einmal mehr eine Prozession mit Massenbeteiligung zum Grab des heiligen Adalbert stattgefunden hatte.[38]

V. Stilfragen zwischen Stringenz und Eklektizismus

Die vom Erscheinungsbild lange Zeit weit bescheidener wirkende Schlosskirche in Wittenberg wäre wohl unverändert geblieben oder zumindest nicht so aufwendig umgestaltet worden, wenn sich nicht Kronprinz Friedrich, der spätere 99-Tage-Kaiser, dieses Bauwerks intensiv angenommen hätte.[39] Hinzu kam, dass im ökonomisch gefestigten Kaiserreich nach 1871, als es nach Möglichkeiten der Repräsentation in monumentalen Bauprojekten suchte, günstigere finanzielle Rahmenbedingungen herrschten. Der Architekt Friedrich Adler, seit 1877 Leiter des Kirchenbauressorts im preußischen Handelsministerium, der auch für den Neubau der protestantischen Erlöserkirche in Jerusalem verantwortlich zeichnete und zudem als Bauhistoriker bekannt wurde – 1859 erschien seine umfassende Studie über preußische Backsteinbauten des Mittelalters – entwarf das Kircheninnere unter Bewahrung der alten Bausubstanz in gotischen Formen vollkommen neu. Sein Ziel war ein künstlerisch harmonischer Bau, wobei seine monumentale Phantasiearchitektur kaum etwas mit der tatsächlichen Gestaltung der spätgotischen Schlosskirche zu tun hatte (Abb. 9).[40] Netzgewölbe und polygonale Pfeiler kennzeichneten einen Kirchenraum, von dem nur die Umfassungsmauern erhalten blieben. Die Neogotik transportierte die Gesellschaftsordnung des Mittelalters und entsprach somit in besonderem Maße den Maximen eines von Thron und Altar gemeinsam initiierten Bauprojektes. Nicht zuletzt, weil das deutsche Kaiserhaus kein Interesse hatte, bürgerlichen Schichten eine identitätsstiftende Bühne zu schaffen, waren Akzente der Neorenaissance nicht erwünscht. Nichtsdestotrotz erschien dem Kronprinzen der von Adler geschaffene Stil zu imaginär. Er plädierte für eine engere Anlehnung an konkrete Vorbilder der sächsischen Baukunst, was

[38] Als im Jahre 1888 nach längerer Zeit aus Anlass des Adalberttages in Gnesen wieder Wallfahrtszüge erlaubt waren und ein Hochamt vor 20.000 Gläubigen stattfand, konnte die alarmierte preußische Administration darin nur eine „polnische Demonstration" sehen. Graf von Zedlitz an den Oberpräsidenten, Posen, 24.4.1888, GStA PK, Rep. 90a, Abt.D. tit.I.2 / Nr.6, 13.

[39] Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, der vor seinem vorzeitigen Tod im Juni 1888 als Kaiser Friedrich III. regierte, und seine Gattin, die englische Prinzessin Victoria, förderten engagiert die Künste. Von seinem Vater und von Bismarck bewusst von der Politik ferngehalten, macht der liberal eingestellte Kronprinz Kulturprojekte zu seinem Steckenpferd, u. a. hatte er das Protektorat über die Berliner Museen inne.

[40] DENKMALE (1979), 97; – STEFFENS, Umbau (1998); – KRÜGER (1995).

1886/87 zu einer Planänderung führen sollte.[41] Vorlage des Treppenturms sollte derjenige der Zwickauer Marienkirche werden, das Gewölbe wurde nach dem Muster des Mittelschiffs der Pirnaer Stadtkirche entworfen. Die Kanzel orientierte sich am Beispiel der Kanzel in der Annenkirche von Annaberg, wobei sich in protestantischer Umdeutung die Heiligen des Annenberger Kanzelkorbs in Evangelisten verwandelten, die Stifterwappen in Stadtwappen derjenigen Städte, die sich als „Lutherstädte" betrachten konnten. Auffallend ist das Skulpturenprogramm: Fast im Stile von Heiligenfiguren in mittelalterlichen Kirchen steht auf ca. drei Meter hohen Säulen an den Gewölbepfeilern eine Phalanx überlebensgroßer Figuren in der Art eines „Pantheons deutscher Glaubens- und Geisteshelden".[42] Neben den Skulpturen waren an den Emporenbrüstungen Wappen und Medaillons derjenigen Fürsten angebracht, die sich bis 1540 zur neuen Lehre bekannten. Dieses Datum wurde gewählt, weil dadurch auch Joachim II. von Brandenburg einbezogen werden konnte, der erst 1539 zum protestantischen Glauben übergetreten war. Die Fenster zeigten bei der Einweihung 198 Stadtwappen.[43] Das hölzerne Fürstengestühl im Chor sollte den deutschen Landesherrn während der Einweihungsfeier würdevolle Sitzgelegenheiten bieten. Sie sind bis heute an dieser Stelle zu besichtigen. Den mächtigen Kirchturm zierte die Anfangszeile des wohl bekanntesten Reformationsliedes „Ein' feste Burg ist unser Gott", das übrigens auch als Schlachtgesang genutzt wurde.[44] Ursprünglich war noch eine Kaiserkrone als Abschluss für den Turmhelm vorgesehen (Abb. 10).

Ähnlich wie der Gnesener Dom in der Teilungszeit, als Polen wie ein Land der Brüche und Zerrissenheiten erschien, nationale Kontinuität verbürgen konnte, sollte auch die Schlosskirche nach Ausbruch des Kulturkampfes den deutschen Protestanten als markantes Symbol ihrer Einheit und Stärke gelten.[45] Am Einweihungsfest der Schlosskirche, am Reformationstag des Jahres 1892, konnten sich protestantisches Selbstbewusstsein und kaiserliche Macht ungehindert entfalten. Katholische Würdenträger waren ausgeschlossen.[46] Eine ephemere Festarchitektur schmückte die Stadt. Vor dem Thesenportal war ein Pavillon errichtet, der mit seinen heraldischen Zeichen auf den kaiserlichen Bauherrn hinwies. Im Innern sah man die Büsten vom Vater und vom Großvater des Kaisers (Abb. 11).

---

[41] STEFFENS, Umbau (1998), 95 f.

[42] Adler, 15.3.1883 zit. nach STEFFENS / HERMANN (1998), 107.

[43] STEFFENS / HERMANN (1998), 107 f.

[44] Vergleiche mit dem Heldenlied „Gottesgebärerin" („Bogu-Rodzica"), das Adalbert gedichtet haben und das auf zahlreichen Schlachtfeldern intoniert worden sein soll, drängen sich auf. Das Lied war in fast allen Andachts- oder Jubiläumsbroschüren abgedruckt.

[45] TRZECIAKOWSKI (1990); – KRÜGER (1995).

[46] PIETSCH (1892).

Weniger stringenter Historismus als eklektische Memoria mit zeitgeschichtlichen Akzenten prägte hingegen den Gnesener Dom. So aktivierten Epitaphe kürzlich verstorbener Erzbischöfe, deren Wirken immer auch die konfliktreiche Beziehungsgeschichte zwischen Polen und Preußen spiegelte, zeitgenössische Erinnerungen. In der Tschenstochauer Gottesmutter-Kapelle war eine Gedenktafel für Marcin Dunin, der 1839 auf Befehl König Friedrich Wilhelms III. für neun Monate auf der Festung Colberg interniert worden war, zu besichtigen. An der dortigen rechten Wand befindet sich eine Tafel für den aus dem Bismarck'schen „Kulturkampf" bekannt gewordenen Kardinal Mieczysław Ledóchowski.[47] Nach dessen Tod im Jahre 1906 wurde sein Herz hinter der Mosaikplatte eingemauert.

In der barocken, künstlerisch besonders wertvollen Potocki-Kapelle ist seit 1876 auf Initiative und auf Kosten der Posener Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft (Towarzystwo Przyjaciół Nauk w Poznaniu) eine Marmorgedenktafel für Ignacy Krasicki angebracht (Abb. 12). Der berühmte Dichter der Aufklärung war in seinen letzten Lebensjahren von 1795 bis 1801 Erzbischof von Gnesen gewesen. Er starb in Berlin, wo er sich oft aufhielt, und wurde dort in der St. Hedwigskirche begraben. Zur Überführung der Leiche von Berlin nach Gnesen hat sich im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Dahlem eine Akte erhalten.[48] Darin werden Argumente ausgetauscht zwischen einer eher konfessionell bestimmten Erinnerungskultur in Berlin und einer schon national ausgreifenden in Polen. Nannte der damalige Gnesener Domprobst Theophilus Wolicki die Leiche „sterbliche Überbleibsel eines der größten Genies der polnischen Nation"[49], so vertrat das katholische Kirchen-Kollegium von St. Hedwig in Berlin die Auffassung, dass Krasicki nach Berlin gehöre, da es seiner Fürsprache gegenüber Friedrich dem Großen zu verdanken gewesen sei, dass die Kirche vollendet werden konnte. Als Fürstbischof von Ermland hatte Krasicki am 1. November 1773 die Kirche St. Hedwig sogar einweihen können.[50] Dem Engagement des Statthalters des Grossherzogtums Posen, Antoni Radziwiłł, der über einen direkten Draht zum Kultusminister Altenstein verfügte, war es zu verdanken, dass die Leiche schließlich überführt werden konnte.

Den Kern des Doms bildete natürlich das Grab mit den Reliquien des Heiligen, das je nach Zeitkontext unterschiedlich in Szene gesetzt wurde. Seit

---

[47] OGRABISZEWSKI (1874), 29–48.

[48] GStA PK, I. HA Rep. 76 IV, Sekt. 4 Abt. IV, Nr. 6; – Siehe auch: Erzbischöfliches Archiv Gnesen (Archiwum Archidecezyalne w Gnieźnie), Decretum capituli Metropolitani Gnesnensis 1825–1834, 140–144; – POLKOWSKI (1874), 49.

[49] Wolicki an den Oberpräsidenten des Großherzogtums Posen, 14.12.1827. Gnesens Domkapitel hatte auf Impulse der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Warschau (Towarzystwo Warszawskie Przyjaciół Nauk), auf Julian Ursyn Niemcewicz, reagiert. GStA PK, I. HA, Rep. 76 IV, Sekt. 4, Abt. IV, Nr. 6.

[50] Fischer, Katholisches Kirchen-Collegium, St. Hedwig, 25.1.1828 und 10.11.1828, GStA PK, I. HA, Rep. 76 IV, Sekt. 4, Abt. IV, Nr. 6 (nicht pag.).

1684 war der Altar des heiligen Adalbert im Mittelschiff von vier einen Baldachin tragenden Säulen, nach dem Vorbild des Berninischen Hochaltars in der Peterskirche in Rom, überbaut (Abb. 13). Dieser Baldachin, der bei dem Brand im Jahre 1760 unversehrt geblieben war, sollte 1839 – in einer in Fragen von Staat und Kirche konfliktgeladenen Zeit, als Gnesens Bischofsstuhl vakant war – abgetragen werden.[51] Ein Jahr zuvor war Erzbischof Dunin, der in der sogenannten Mischehen-Frage opponiert hatte, verhaftet worden. Bestimmt war dem puristischen Geschmack der preußischen Beamten ein derartiges Prunkstück ein Dorn im Auge. Auf die leeren Säulensockel der Marmorgalerie wurden stattdessen vier aus Zinn gegossene Engel nach Modellen von Rauch gesetzt (Abb. 14).[52] Zunächst waren die Engel schwarz, was Anlass gab, die Engel „preußische Teufelchen" zu taufen.[53] Zudem wurden ihre kurzen Hemdchen moniert. Auch die dann veränderten, versilberten Engel blieben nur bis ins Jahr 1866. Auf Beschluss des neu gewählten Erzbischofs Mieczysław Ledóchowski wurde der barocke Baldachin wieder aufgestellt, bestimmt auch, um mit dem Bezug auf die Papstkirche gestärktes katholisches Selbstbewusstsein zu demonstrieren: polnisches Nationalbewusstsein und Ultramontanismus als zwei Seiten einer von Eliten imaginierten Geschichtskonstruktion, die die Massen ansprechen sollte. Nicht zuletzt der gescheiterte Aufstand im russischen Teilungsgebiet von 1863 bewirkte auch in Gnesen eine nationale Aufbruchstimmung, in deren Folge der Zusammenhang zwischen Polentum und Katholizismus bei jeder möglichen Gelegenheit deutlich hervorgehoben wurde.[54] Sobald sich in Polen die katholische Kirche Angriffen ausgesetzt sah, wie bei der Verhaftung des ursprünglich preußisch-loyal eingestellten Erzbischofs Halka-Ledóchowski im Jahre 1873, sprachen selbst Redaktionen aus entgegengesetzten politischen Lagern, wie dem liberalen „Przegląd Poznański" oder dem klerikalen „Tygodnik Katolicki" mit einer Zunge.[55] Dieser konfessionell-nationale Integralismus sollte sich in den achtziger und neunziger Jahren immer mehr verstärken.[56]

Künstlerischen Niederschlag fand er in der Gestaltung des Adalbertschreins. Seit dem Adalbertjubiläum von 1897 befinden sich auf dem Unterbau des

[51] ZACHWATOWICZ (1970), 167. Sander betont, dass er auf Veranlassung des damaligen Dompropstes und späteren Erzbischofs Przyłuski entfernt wurde, der in der Anfangszeit seiner Amtszeit einen reibungslosen Umgang mit dem König und den preußischen Kultusbehörden pflegen sollte. SANDER (1914), 54.

[52] POLKOWSKI (1874), 91.

[53] SANDER (1914), 54.

[54] Einzüge der Erzbischöfe in die Gnesener Kathedrale stiegen zu nationalen Kundgebungen auf. Przyłuski ließ es auf eine schwere Konfrontation mit der preußischen Kultusbürokratie ankommen, als er sich im Jahre 1863 weigerte, Festgottesdienste zur Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig anzuordnen. GStA, I. HA Rep. 89/23515, Bl. 133 f.

[55] LAUBE (2006).

[56] ALEKSANDROWICZ (1995); – BANASZAK (1997).

silbernen Sarkophags an den vier Ecken vom Bildhauer Marcinkowski geschaffene Metallfiguren, die Katafalke halten, auf denen sich das auf diese Weise erhöhte Reliquiar befand.[57] Die Figuren verkörpern die vier Gesellschaftsschichten des alten Polen: einen Priester, einen Adligen, einen Bürger und einen Bauern. Ein Arbeiter fehlt bezeichnenderweise (Abb. 15). Ständeübergreifende Propaganda war Bestandteil jeder Kirchenfeier der Jahrhundertwende. Der nationale Gegensatz zwischen Polen und Deutschen bzw. Russen wurde hervorgehoben, nicht der ebenso naheliegende soziale zwischen Wohlhabenden und Verarmten.[58] Über allem, auch über Adalbert, thronte seit Ende des 19. Jahrhunderts die Gottesmutter Maria auf einem Bild mit Goldgrund mitten über dem Hochaltar an der von Kolossalsäulen und Skulpturen strukturierten halbkreisförmigen Apsis. Das Bild trug bei den Gläubigen zum Leidwesen deutscher Protestanten den Titel: „Königin der polnischen Krone"[59] (Abb. 16).

Baulich veränderten sich im Dom also nur Details. Mit dem Baldachin nach dem Vorbild von St. Peter eignete sich die katholische Kirche in Gnesen römische Traditionen an, mit den Grabfiguren und dem Marienbild romantisch-ständische Assoziationen des „antemurale christianitatis". Weiterführende Maßnahmen, wie eine neogotisch-monumentale Verwandlung der Kirche, wären wohl damals auf entscheidende Ablehnung gestoßen. An diesem Ort hatten der Eklektizismus und die Berufung auf den Status Quo, der auf das Jahr 1790 zurückging, als die „Rzeczpospolita" noch bestand, System. Auf der Basis unerschütterlich anmutender kirchlicher Prinzipien konnten sich im geschlossenen Raum nationale und katholische Erinnerungen weltlich und politisch entfalten, unbehelligt von purifizierenden und regotisierenden Restaurierungen.[60]

VI. Getrennte Erinnerungsorte

Phänomene sakralisierter Nation und nationalisierter Religion entfalteten sich in Wittenberg im affirmativen Rahmen eines entstehenden Nationalstaats, in Gnesen im Spannungsfeld einer imperialen Fremdherrschaft. Während in Wittenberg durch umfassende Restaurierungsmaßnahmen die Erfolgsgeschichte der kleindeutschen Reichsgründung konfessionell zementiert werden konnte, hatte der Dom in Gnesen die nationale Geltung des Katholizismus zu dokumentieren, nicht zuletzt, um sich so gegenüber dem Hegemonieanspruch des preußischen Protestantismus zu behaupten. Die an den Artefakten zum Vorschein kommenden Vergangenheitskonstrukte

[57] ZACHWATOWICZ (1970), 167.

[58] Siehe auch Festansprachen in diesem Tenor aus Anlass des 900. Jahrestags des Bestehens des Erzbistums Gnesen, Gnesener Zeitung, Nr. 97, 23.4.1900.

[59] SANDER (1914), 54. Für diesen Hinweis habe ich Herrn Stefan Dyroff zu danken.

[60] Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Kirche einer systematischen Regotisierung unterworfen, der auch der Baldachin zum Opfer fiel. HOLAS (1970).

zeigen, dass sich Preußen bzw. das Deutsche Reich, verkörpert durch die Hohenzollerndynastie, die lutherische Tradition nahtlos aneignete. Das in der restaurierten Schlosskirche schließlich plastisch gewordene, stringente geschichtspolitische Programm hatte keinen gemeinsamen Nenner mehr mit dem, was im Gnesener Dom anschaulich gemacht wurde. Wenn man bedenkt, dass der Heilige Adalbert bei der Missionierung der heidnischen Pruzzen den Märtyrertod gefunden hatte, hätte es auch Anknüpfungspunkte gegeben, die Adalbertmemoria in das neue deutsche Geschichtsbild zu integrieren.[61] Chancen dazu hätten bestanden, insbesondere noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sie wurden später geradezu verdrängt, weil beide Seiten zu nationalistisch eingestellt waren, wobei insbesondere die Konfessionsgrenze die nationalen Kontrahenten einander entfremdete.

In heilsgeschichtlicher Symbolik trank Kaiser Wilhelm II. bei der Einweihungsfeier der Schlosskirche im Jahre 1892 aus dem lutherischen Mundbecher: „Dieser Pokal aber, den einst Luthers Lippen berührten, soll Mir dazu dienen, das Wohl Meiner durchlauchtigsten Gäste daraus zu trinken. Deutschlands evangelische Fürsten und die Regierungen der deutschen freien Städte – sie leben hoch!“[62] Ob Wilhelm II. beim Besuch der 8. Infanterie-Brigade in Gnesen im August 1905 den Dom überhaupt noch aufsuchte? Überliefert ist, dass er auf dem Marktplatz von Gnesen den Ehrentrunk entgegennahm und eine Ansprache hielt, die sich insbesondere an die deutschen Neuansiedler richtete: „Deutschtum heißt Kultur, Freiheit für jeden in Religion sowohl wie in Gesinnung und Betätigung.“[63]

Nicht zuletzt bei den Deutschen in der Gnesener Region wirkte die unterschiedliche Konfession wie ein Spaltpilz.[64] Während der Gnesener Domkapitular Franz Xaver Sander in seinem Domführer von 1914 die Ausstrahlung der Kathedrale auf die polnische Geschichte ohne deutschtümelnde Ressentiments hervorhob, war für den deutsch-evangelischen Gutsbesitzer Doleschall in Clara Viebigs Roman „Das schlafende Heer“ (1904) der Dom mit seinen wie von „Zyklopen“ errichteten Mauern ein permanentes Ärgernis.[65] Undenkbar wäre es um die Jahrhundertwende gewesen, was am 20. Juli 1823 geschah. Damals begleitete der polnische Katholik Radziwiłł den deutschen Protestanten, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, von Posen nach Gnesen, um ihm voller Stolz die nach einem vernichtenden Brand von 1819 wieder neu erstandene Stadt zu zeigen. Als der Kronprinz den Dom besuchte, schenkte ihm das Domkapitel zum Dank für die preußische

[61] Tatsächlich fand der hl. Adalbert gegen Ende des 19. Jahrhunderts in dem Königsberger evangelischen Kirchenhistoriker Heinrich Gisbert Voigt einen seiner besten Biographen.

[62] Zit. nach LAUBE (2002), 34.

[63] FÜHRER (1907), 21. Siehe Manuskript der Rede aus Magistrat Miasta Gniezna 117, Staatsarchiv Posen, Abteilung Gnesen (Archiwum Państwowe w Poznaniu. Oddział w Gnieźnie).

[64] SMITH (1995), 153–158.

[65] DYROFF (2005).

Unterstützung beim Wiederaufbau, dem „Retablissement", ein Reliquiar des Deutschen Ritterordens, das im Jahre 1410 aus der Siegesbeute der Schlacht bei Tannenberg bzw. Grunwald dem Dom überwiesen worden war.[66]

Literatur

ALEKSANDROWICZ, Marian: Udział Kościoła w walce o tożsamość narodową w Wielkim Księstwie Poznańskim [Die Beteiligung der Kirche im Kampf um nationale Identität im Großherzogtum Posen]. In: GNIEZNO (1995), 325–329.

ASSMANN, Aleida: Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der Bildungsidee. Frankfurt 1993.

BANASZAK, Marian: Stagnation und Neubelebung der Verehrung des Heiligen Adalbert in Großpolen 1873–1897. In: Adalbert von Prag – Brückenbauer zwischen dem Osten und Westen Europas. Hg. v. Hans Hermann HENRIX. Baden-Baden 1997, 201–209.

BÖRSCH-SUPAN, Eva, unter Mitwirkung von OSTROWSKA-KĘBŁOWSKA, Zofia: Die Provinzen Ost- und Westpreußen und Großherzogtum Posen, aus: Karl Friedrich Schinkel, begründet von Paul Ortwin Rave, Bd. 18, hg. v. Helmut BÖRSCH-SUPAN. Berlin 2003 (Denkmäler deutscher Kunst).

Die DENKMALE der Lutherstadt Wittenberg. Bearbeitet von Fritz BELLMANN, Marie-Luise HARKSEN und Roland WERNER. Mit Beiträgen von Peter FINDEISEN, Hans GRINGMUTH-DALLMER, Sibylle HARKSEN und Erhard VOIGT. Im Auftrag des Ministeriums für Kultur der Deutschen Demokratischen Republik herausgegeben vom Institut für Denkmalpflege. Arbeitsstelle Halle, Weimar 1979 (Die Passagen zur Schlosskirche verfasste Fritz Bellmann).

DOBRZENIECKI, Tadeusz: Joachim Lelewel jako historyk sztuki w świetle badań drzwi Płockich i Gnieźnieńskich [Joachim Lelewel als Kunsthistoriker im Lichte seiner Forschungen zu den Portalen in Płock und Gnesen]. In: Biuletyn Historii Sztuki 14 (1952), 10–38.

DYROFF, Stefan: Aneignung oder Beseitigung des Fremden. Auf der Suche nach einem deutschen Heimatbewusstsein in der Provinz Posen [im Druck] (Der Text wird in einem Sammelband des Instituts für Deutschlandforschung veröffentlicht).

FÜHRER durch Gnesen, seine Geschichte und seine Sehenswürdigkeiten. Gnesen 1907.

GNIEZNO. Pierwsza stolica Polski. Miasto Świętego Wojciecha [Die erste Hauptstadt Polens. Die Stadt des heiligen Adalbert], Ausstellungskatalog (Muzeum Początków Państwa Polskiego w Gnieźnie). Gniezno 1995.

HANDBUCH der deutschen Kunstdenkmäler. Im Auftrage des Tages für Denkmalpflege bearbeitet von Georg DEHIO. Band II: Nordostdeutschland. Berlin 1906.

HEUSS, Alfred: Verlust der Geschichte. Göttingen 1959.

HOLAS, Aleksander: Prace przy odbudowie i regotyzacji Katedry Gnieźnieńskiej w latach 1945–1965 [Der Wiederaufbau und die Regotisierung des Doms zu Gnesen in den Jahren 1945–1965]. In: ŚWIECHOWSKA (1970), 151–160.

[66] WARSCHAUER (1918), 359.

ISERLOH, Erwin: Luthers Thesenanschlag: Tatsache oder Legende? Wiesbaden 1962.

JUNGHANS, Helmar: Martin Luther und Wittenberg. München 1996.

KARWOWSKI, Stanisław: Gniezno [Gnesen]. Poznań 1892.

KRÜGER, Jürgen: Die Restaurierung der Wittenberger Schlosskirche – ein Schlüssel zur wilhelminischen Kirchenbaupolitik. In: Wittenberg. Stadt. Universität. Reformation. Hg. v. Stefan OEHMIG. Weimar 1995, 405–417.

LAUBE, Stefan: Konfessionelle Brüche in der nationalen Heldengalerie. Evangelische, katholische und jüdische Erinnerungsgemeinschaften im Kaiserreich. In: Nation und Religion. Trennlinien der deutschen Geschichte. Hg. v. Dieter LANGEWIESCHE und Heinz-Gerhard HAUPT. Frankfurt/Main 2001, 293–333.

LAUBE, Stefan: Der Kult um die Dinge an einem evangelischen Erinnerungsort. In: Lutherinszenierung und Reformationserinnerung. Hg. v. Stefan LAUBE und Karl-Heinz FIX. Leipzig 2002 (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 2), 11–35.

LAUBE, Stefan: Nationaler Heiligenkult in Polen und Deutschland: Ein erinnerungspolitischer Vergleich [im Druck] (hervorgegangen aus einer Tagung des Geisteswissenschaftlichen Zentrums zur Geschichte Ostmitteleuropas (Leipzig), Dezember 2000).

LELEWEL, Joachim: Drzwi kościelne Płockie i Gnieźnieńskie z lat 1113–1155 [Die Kirchentüren von Płock und Gnesen aus den Jahren 1113 bis 1155]. Poznań 1857.

LOWENTHAL, David: „History" and „Heritage". Widerstreitende und konvergente Formen der Vergangenheitsbetrachtung. In: Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Hg. für das Deutsche Historische Museum von Rosmarie BEIER. Frankfurt/Main 2000, 71–95.

NESER, Anne-Marie: Vom Klosterhaus zum Baudenkmal. Erste Begegnungen Friedrich August Stülers mit dem Wittenberger Lutherhaus. In: Lutherinszenierung und Reformationserinnerung. Hg. v. Stefan LAUBE und Karl-Heinz FIX. Leipzig 2002 (Schriften der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt 2), 287–317.

NIPPERDEY, Thomas: Kirchen als Nationaldenkmal. Die Pläne von 1815. In: Festschrift für Otto von Simson zum 65. Geburtstag. Hg. v. Lucius GRISEBACH und Konrad RENGER. Frankfurt/Main 1977, 412–431.

OGRABISZEWSKI, J.: Miecislaus Halka Graf Ledochowski. Erzbischof von Gnesen-Posen, Würzburg 1874 (Deutschlands Episcopat in Lebensbildern).

PIETSCH, Ludwig: Festbericht über die Feier des 31. Oktober 1892 in Wittenberg. Mit sämtlichen Predigten nach den Original-Manuskripten. Wittenberg 1892.

POLKOWSKI, Ignacy: Katedra gnieźnieńska [Gnesener Dom]. Gniezno 1874.

QUAST, Ferdinand von: Die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg. In: Christliches Kunstblatt 7 (1859), 49–59.

RACZYŃSKI, Edward: Wspomnienia Wielkopolski, to jest województw poznańskiego, kaliskiego i gnieźnieńskiego [Großpolnische Erinnerungen aus den Wojewodschaften Posen, Kalisz und Gnesen]. Tom 2. Poznań 1843.

RIEGL, Alois: Der moderne Denkmalkultus. Sein Wesen und seine Entstehung. Wien-Leipzig 1903.

SANDER, Franz Xaver: Der Gnesener Dom. Lissa i. P. 1914.

SCHADOW, Johann Gottfried: Wittenbergs Denkmäler der Bildnerei, Baukunst und Malerei mit historischen und artistischen Erläuterungen. Wittenberg 1825.

SCHLOEMANN, Gerhard: St. Adalberts Dom Gnesen. Gnesen 1941.

SERRIER, Thomas: 'Deutsche Kulturarbeit in der Ostmark'. Der Mythos vom deutschen Vorrang und die Grenzproblematik in der Provinz Posen (1871–1914). In: Die Nationalisierung von Grenzen. Zur Konstruktion nationaler Identität in sprachlich gemischten Grenzregionen. Hg. v. Michael G. MÜLLER und Rolf PETRI. Marburg 2002, 13–33.

ŚMIGIEL, Kazimierz: Adalberts Grab in Gnesen – Zentrum der Integration Polens und Europas. Zur historischen Rolle des Heiligen. In: Adalbert von Prag – Brückenbauer zwischen dem Osten und Westen Europas. Hg. v. Hans Hermann HENRIX. Baden-Baden 1997, 109–127.

SMITH, Helmut Walser: German Nationalism and Religious Conflict. Culture, Ideology, Politics, 1870–1914. Princeton 1995.

STEFFENS, Martin / HENNEN, Insa Christiane (Hg., im Auftrag der Stiftung Luthergedenkstätten in Sachsen-Anhalt): Von der Kapelle zum Nationaldenkmal. Die Wittenberger Schlosskirche. Wittenberg 1998.

STEFFENS, Martin: Die Planungen zum Umbau der Wittenberger Schloßkirche unter Karl Friedrich Schinkel und Ferdinand von Quast. In: STEFFENS / HENNEN (1998), 89–105.

STEFFENS, Martin: Der Umbau der Wittenberger Schloßkirche unter Friedrich Adler. In: STEFFENS / HENNEN (1998), 89–105.

STEFFENS, Martin / HERMANN, Gunnar: Die Wittenberger Schloßkirche als Denkmalsbau. In: STEFFENS / HENNEN (1998), 105–123.

STIER, Gottlieb: Die Schloßkirche zu Wittenberg. Uebersicht ihrer Geschichte bis auf die Gegenwart. Wittenberg 1860.

ŚWIECHOWSKA, Aleksandra (Hg.): Katedra Gnieźnieńska, Bd.1. Poznań-Warszawa-Lublin 1970.

TREU, Martin: Reformation als Inszenierung – Die Neugestaltung der Schloßkirche zu Wittenberg 1885–1992. In: Das Melanchthonhaus Bretten. Ein Beispiel des Reformationsgedenkens der Jahrhundertwende. Hg. v. Stefan RHEIN und Gerhard SCHWINGE. Ulbstadt-Weiher 1997, 15–29.

TRZECIAKOWSKI, Lech: The Kulturkampf in Prussian Poland. New York 1990 (poln. Orig. 1970).

TRZECIAKOWSKI, Lech: Gniezno w dobie zaboru pruskiego. [Gnesen in der preußischen Teilungszeit]. In: GNIEZNO (1995), 61–81.

VERZEICHNIS der Kunstdenkmäler. Vierter Band: Der Regierungsbezirk Bromberg. Im Auftrage des Provinzial-Verbandes bearbeitet von Julius KOHTE. Berlin 1897.

WARSCHAUER, Adolf: Geschichte der Stadt Gnesen. Auf Anregung und mit Unterstützung der städtischen Behörden bearbeitet. Posen 1918.

ZACHWATOWICZ, Jan: Przebudowa katedry po roku 1760 i dalsze przemiany do roku 1945 [Umbauten der Kathedrale nach 1760 und weitere Veränderungen bis 1945]. In: ŚWIECHOWSKA (1970), 151–160.

Abbildungsnachweis

Abb. 1, 5: JUNGHANS, Helmar: Wittenberg als Lutherstadt. Göttingen 1979, Abb. 104, 93; Abb. 2, 7, 12, 13: Stefan Laube (2004); Abb. 3, 6, 15, 16: Katedra gnieźnieńska pw. Wniebowzięcia Najświętszej Marii Panny [Himmelfahrt-der Heiligsten-Jungfrau-Mariä-Kathedrale zu Gnesen]. Wojciech Zdunek – Fotografie. Ks. Jarosław Bogacz – Tekst.

Bydgoszcz/Gniezno 2000, 8, 9, 66, 68, 11; Abb. 4, 9, 10, 11: STEFFENS / HENNEN (1999), 149, 179, 165, 167; Abb. 8a, 8b: Muzeum Początków Państwa Polskiego w Gnieźnie (Nr. 12 H/1097 und 5045/6); Abb. 14: POLKOWSKI (1874).

Streszczenie: Katedra gnieźnieńska – Kościół zamkowy w Wittenberdze. Miejsca pamięci uświęconego narodu bądź narodowej religii między okresem napoleońskim i I wojną światową

Dwa główne budynki kościelne w Wittenberdze i Gnieźnie, miejsca symboliczne *par exellence* niemieckiego luteranizmu i polskiego katolicyzmu, są w niniejszym studium przedmiotem rozważań porównawczych. W okresie przedreformacyjnym kaplica zamkowa, w okresie reformacji kościół uniwersytecki, stała się świątynia w Wittenberdze bardzo szybko pomnikiem Reformacji (tu, na drzwiach kościoła miał Luter przybić swoje tezy; miejsce pochówku Lutra), a później, zwłaszcza po 1815, gdy Wittenberga znalazła się w granicach Prus, narodowym pomnikiem protestanckich Niemiec (stalle książęce, tron cesarski w chórze). Także wzniesiona w XIV stuleciu gotycka katedra na wzgórzu Lecha, gdzie już od X wieku istniała chrześcijańska świątynia, stała się w wieku XIX ośrodkiem przyciągania dla polskiego ruchu narodowego (grób św. Wojciecha, drzwi brązowe z ok. 1170 z żywotem św. Wojciecha).

Obydwie budowle są symbolami miast o porównywalnej wielkości; oba żyją do dziś ze swej przeszłości. W wieku XIX były zmuszone przyswoić sobie pruskie tradycje. Wszelako forsowana przez Prusy i Berlin polityka narodowa miała odmienne skutki w obu miejscach. Zjawiska uświęconego narodu i narodowej religii rozwijały się w Wittenberdze w akceptowanych ramach powstającego państwa narodowego, w Gnieźnie – w polu napięć obcego władztwa imperialnego. Podczas gdy w Wittenberdze dzięki wszechstronnym zabiegom restauratorskim scementowana została – w planie konfesyjnym – sukcesem zakończona historia powstawania małoniemieckiego cesarstwa, katedra gnieźnieńska miała za zadanie dokumentować narodowy wymiar katolicyzmu, także dlatego, aby przeciwstawić się hegemonialnym zakusom niemieckiego protestantyzmu. Dzięki temu jedno i to samo miejsce pamięci było przedmiotem licznych kodyfikacji znaczeniowych.

Abb. 1: Wittenberg, Schlosskirche vom Südosten mit der nördlichen Schlosstreppe

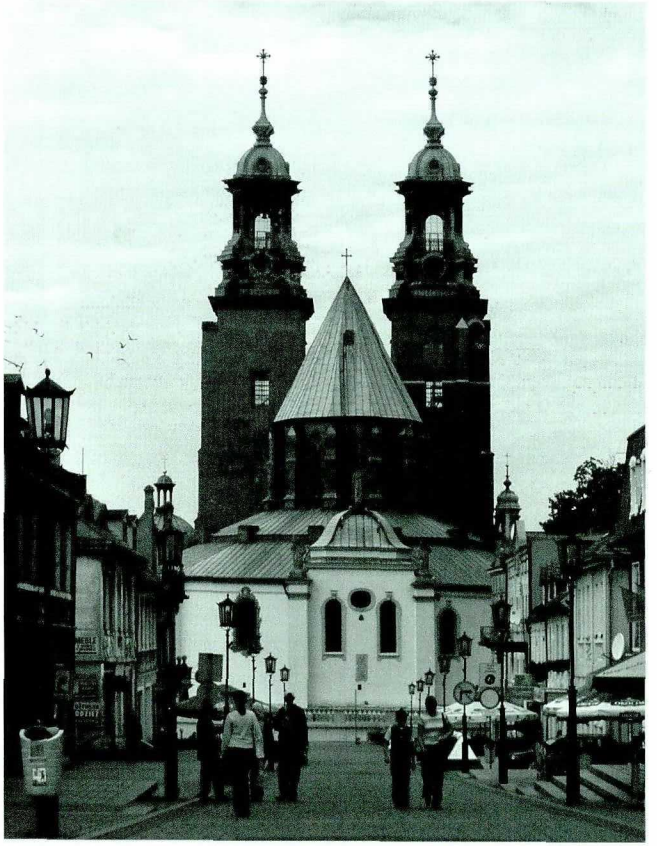


Abb. 2: Der Gnesener Dom, Anblick von Osten (Tumskastraße) (2004)

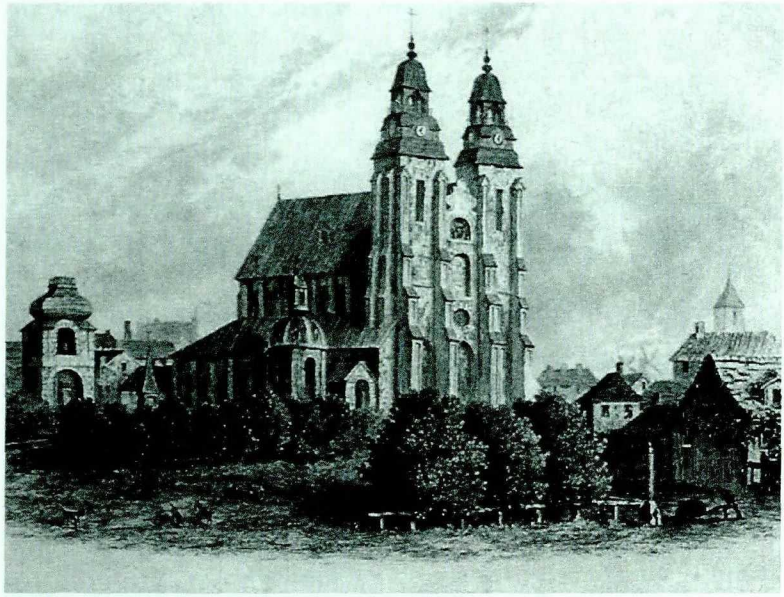


Abb. 3: Gnesen/Gniezno, Blick auf den Lechhügel mit dem Dom (1835?)

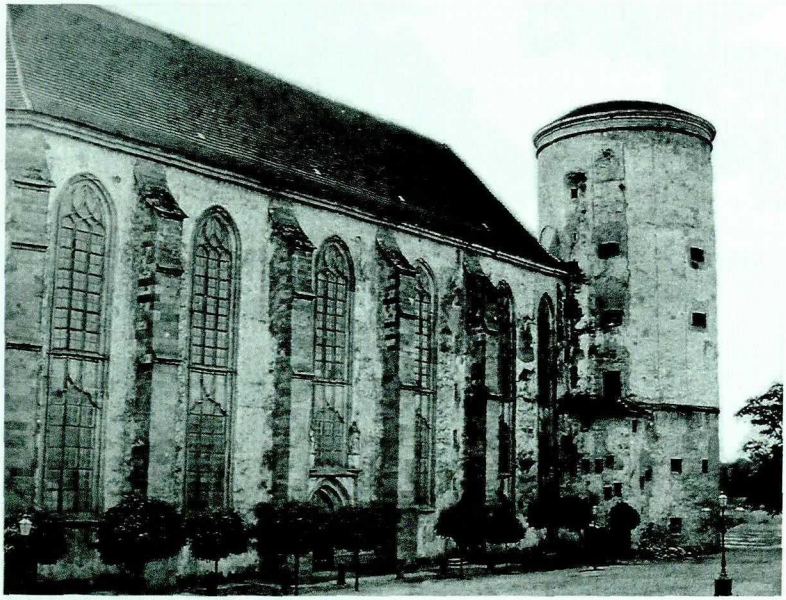


Abb. 4: Wittenberg, Ansicht der Schlosskirche von Nordosten um 1870

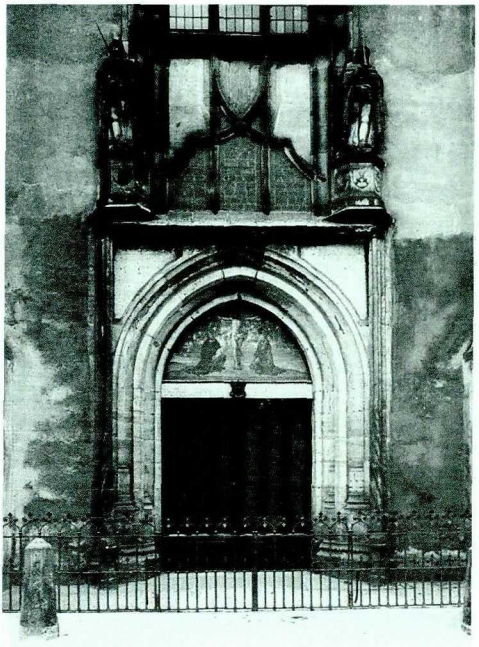
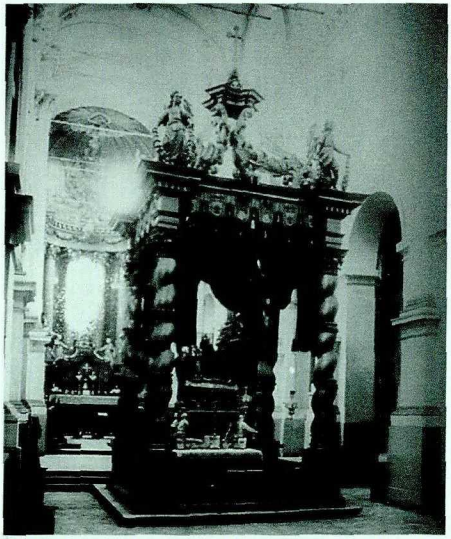


Abb. 5: Die von Ferdinand von Quast entworfene Thesenanschlagstür (1858). (Foto 1996)

Abb. 6: Lithographie des Innenraums des Gnesener Doms mit der Marmortafel am Pfeiler von Oskar Sosnowski aus dem Jahre 1862 unter dem Kruzifix. (Foto 1937)

Abb. 7: Bolesław-Chrobry-Monument in Gnesen/Gniezno (1925). (Foto 2004)



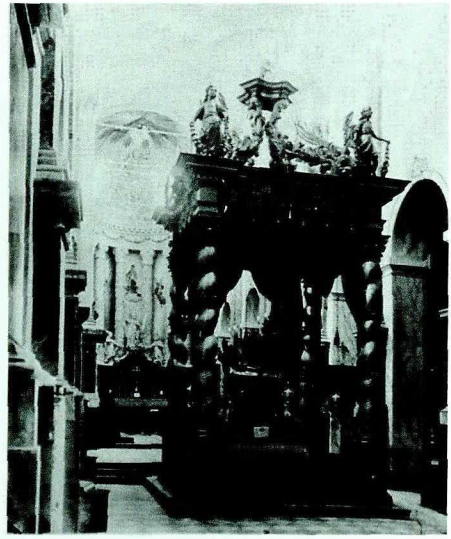


Abb. 8a und 8b: Zwei Fotografien des Gnesener Doms, Ansicht von Westen Richtung Chor und Hochaltar, Ende des 19. Jahrhunderts

Abb. 9: Neogotisch umgestalteter Innenraum der Wittenberger Schlosskirche seit 1892, Ansicht von Osten

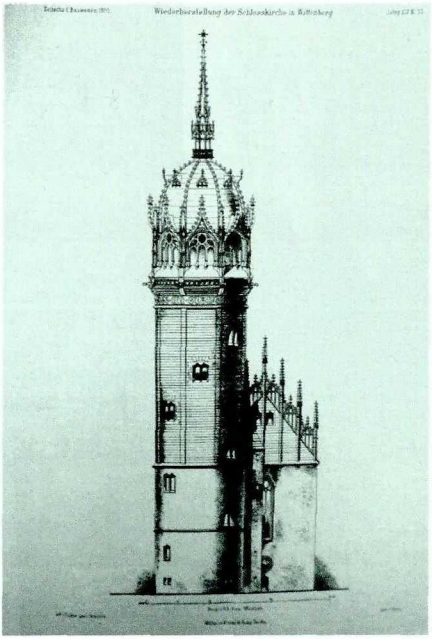


Abb. 10: Ansicht der Wittenberger Schlosskirche vom Westen, Stahlstich, 1895

Abb. 11: Einweihung der Wittenberger Schlosskirche am 31.10.1892, Schlüsselübergabe in Gegenwart des Kaisers Wilhelm I.

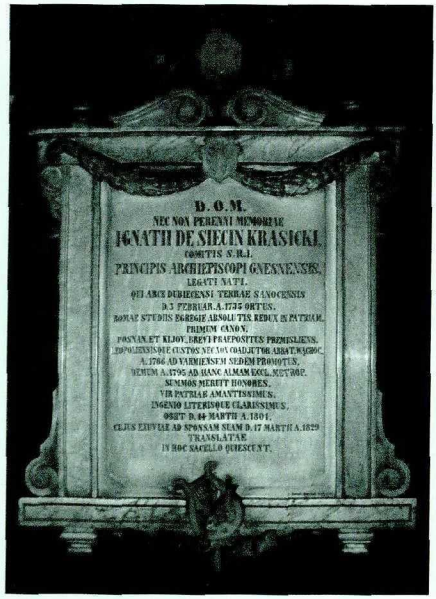


Abb. 12: Marmorgedenktafel für Ignacy Krasicki in der Potocki-Kapelle des Gnesener Doms vom Dresdner Bildhauer J. Hoesel (1876). (Foto 2004)

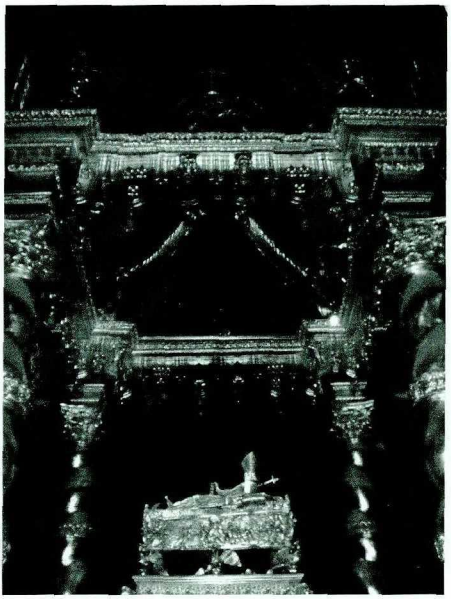


Abb. 13: Barocker Baldachin aus dem Jahre 1681 über dem silbernen Adalbertsarkophag im Gnesener Dom. (Foto 2004)

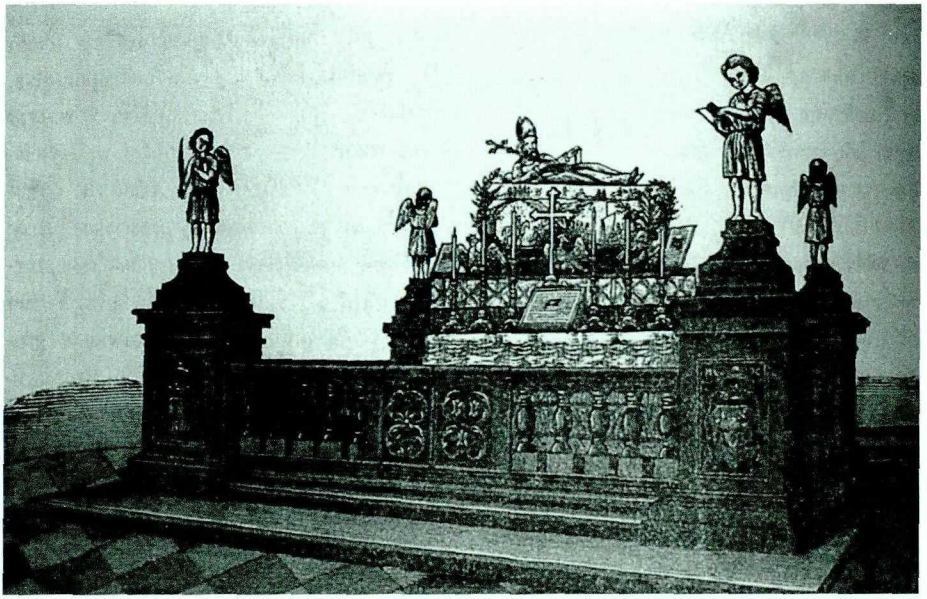


Abb. 14: Gestaltung des Adalbertsgrabes zwischen 1839 und 1866 nach Christian Daniel Rauch

Abb. 15: Vom Bildhauer Marcinkowski geschaffene Metallfiguren, die den Sarkophag tragen, 1897

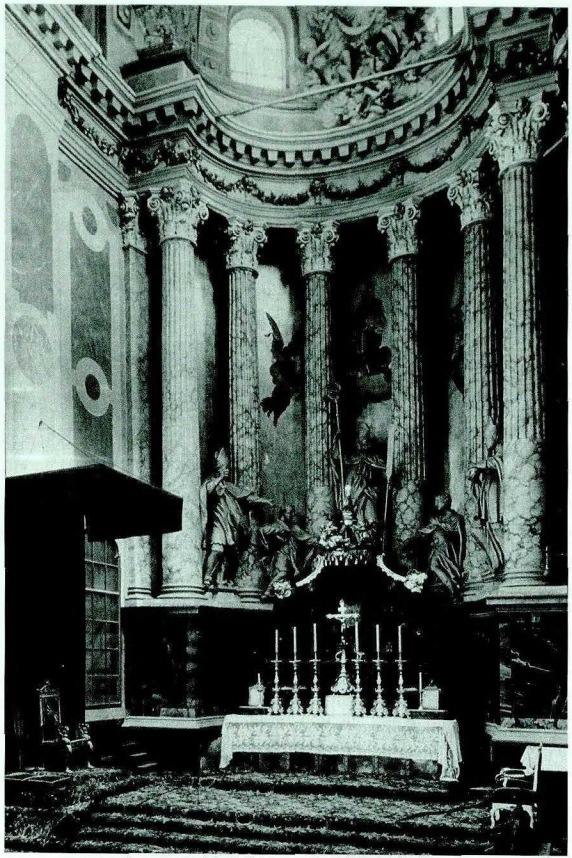


Abb. 16: Gnesener Dom: Ansicht in Richtung Westen auf den Hochaltar mit Apsis